

werden, scheiterte allerdings am Widerstand des Vaters. So wurde sie – wie manche Pfarrerstochter – Lehrerin. Nach Abschluß des Lehrerseminars (1913) unterrichtete sie in Bayreuth, Bamberg, Münchberg, Bärnreuth und Kunreuth. 1923 heiratete sie den Bankbevollmächtigten Lorenz Müller, der nach dem Bankkrach im gleichen Jahre eine kaufmännische Anstellung in einer Farbfabrik gefunden hatte. „Diese wirtschaftlich schwierige Zeit half sie zu überbrücken, indem sie als Gesellschafterin, Putzfrau, Artikelschreiberin und Sekretärin arbeitete“ (Fränk. Tag vom 20. 12. 73).

Mit dem Abschluß des theologischen Examens ihres Mannes kam Hannah Müller wiederum auf die Lebensbahn, die ihrem Herkommen entsprach. Sie wurde Pfarrfrau in Wilhelmsdorf (Ldkr. Neustadt/Aisch), Obermichelbach (Ldkr. Dinkelsbühl) und Ulsenheim (Ldkr. Uffenheim).

Der pensionierte Pfarrer Lorenz Müller und seine Frau Hannah erwählten 1969 Forchheim zu ihrem Wohnsitz und die schaffensfrohe Frau war Mitbegründerin der „Literarischen Runde“ der Volkshochschule Forchheim. Sie pflegte guten Kontakt zum Gründer des Frankenbundes, Dr. Peter Schneider, und zu den Bundesfreunden Bernhard Staude, Dr. Georg Kanzler (Leutenbach), Alfred Frank, Max Tandler, Hans Pflug-Franken.

Im Dezember 1973 veranstaltete diese „Literarische Runde“ im Gemeindesaal von St. Johannis in Forchheim eine Gedächtnislesung zu Ehren dieser außergewöhnlichen Frau, die in ihrem Buch „Der Pelikan“ (Verlag Goldene Worte, Stuttgart-Sillenbuch) freimütig bekannte: „Im Schatten der Kirche wohnen, das verpflichtet und tut oft weh“.

Foto: Mück, Uffenheim

Ostern daheim

Die schmalen Firste, steilen Giebel,
vom Martinsturm die runde Zwiebel,
von Sonnenstrahlen übersprüht,
von Ostersonne angeglüht,
der Himmel weiß beflockt und blau.
Die Tauben fliegen braun und grau.
Die erste grüne Ranke zwängt
sich aus Mauerritzen, drängt
vom Stein ins Licht, in die Natur.
Tief unten erster Blumen Spur.
Und Tulpen rot, weiße Narzissen
um ihre stille Schönheit wissen.
Sie blühen noch schüchtern, kurz und zag,
sie blühen ihren ersten Tag –

am Ostertag der alten Stadt,
die soviel Schönheit für uns hat,
vom Sonnenstrahl bis Blumenbeet,
das Tor vom Frühlingswind durchweht,
das alte Fachwerk neu umkränzt,
die Fenster blitzen frisch gegläntzt

und die Heimat öffnet Arme weit
und draußen stürmt die Schnelligkeit
Staub, Schmutz und Eile unsrer Zeit

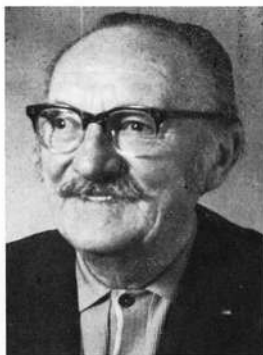
denn draußen auf den Straßen,
da herrscht die Farbe rot,
da wird uns vorgestorben
blutig der Straßentod.

Hannah Müller-Koller, Krankenhaus Forchheim
19. 4. 73
(Ihr letztes Gedicht)

Irene Reif

Hans Pflug-Franken:

„Ein fränkischer Poet wird fünfundsiebzig Jahre alt“



Die Verfasserin leugnet nicht, daß sie Hans Pflug mag, sich zu seinen Freunden zählt, demnach eigentlich mit etwas befangener Hand an die Zeichnung seines Portraits gehen müßte – andererseits verschafft ihr dieser Um- oder Zustand die Möglichkeit, ihn so durchleuchtet darzustellen, wie er wirklich ist, korrekter ausgedrückt, wie sie ihn kennt und sieht. Das verlogene Spiel banaler Höflichkeiten, charmanter, nichtssagender Artigkeiten, der gequälten Laudatio für einen Jubilar fällt somit flach. Als ich ihm das am Telefon sagte brüllte er zurück: „Das sieht dir gleich – die Wahrheit über mich zu schreiben!“ Und damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen; ich werde jene schreiben – und nichts als die solche – verbunden mit meinen persönlichen Glückwünschen, verbunden mit der Hoffnung, er möge mir nach der Lektüre über „Hans Pflug“ in gewohnter Weise zublinzeln.

Vorab möchte ich feststellen, daß ich sehr daran zweifle, ob Hans Pflug ein „fränkischer Poet“ ist, auch wenn das im Thema so zu lesen ist. Er selbst bezeichnet sich als Bayern, er liebt Gesamtbayern, wenn man ihn einen Franken nennt, betont er, ein „Bayer“ zu sein. Daß sich seine Heimatstadt Fürth in Bayern nennt, mögen Spötter, unterschwellige Kindheitsimpressionen einbeziehend, als Ursache zugrunde legen. Wer sein Leben kennt, weiß, daß viele Jahre und Stationen seines Lebens außerhalb Frankens Spuren zogen, daß ihm, nach seinen Magdeburger-Redakteur-Jahren, Herrsching am Ammersee, dann das Haus auf dem Hang, über dem Pilsensee bei Andechs, echte Heimat wurden. Und last not least gab es eine Zeit, da es eine bayerische Kavallerie gab, ein Königreich Bayern, den freiwilligen Chevauleger Haas Pflug. Wenn er heute von dieser Zeit spricht, wird er weich, unsicher, scheint sich in Erinnerungen zu vergraben, ist bis heute nicht über jenen Tag hinweg, da es 1919 in der Bärenschanzstraße zu Nürnberg hieß: „Absitzen!“. In seiner Erinnerung ist dieser Tag der Heimkehr, der Abschied von seinen geliebten Pferden, die Schmach der Beschimpfung in der Heimat so lebendig, als sei es gestern gewesen. Pferde waren ein Teil seines Lebens, 1945 verbrannten die Amerikaner Bücherberge des Naziregimes. Darunter auch den erfolgreichen Reiterroman „Die letzten von Insk“, von Hans Pflug. Geschrieben vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs, im Mittelpunkt die Kavallerie im 1. Weltkrieg. So wurde er, der im 2. Weltkrieg als vorgeschobener Beobachter eingesetzt, zwischen Pech und Glücksfall hinundhergezerrt, im nachhinein zum „Nazi“ degradiert, der er nie war. Als sich der Irrtum aufklärte, war es zu spät. „Die letzten von Insk“ waren verbrannt – verbrannt auch der Idealismus eines Dichters und Journalisten, der nicht ableugnet, immer ein Monarchist gewesen zu sein. Daß er erst nach dieser Zeit, nach dem Chaos 1945, nach Krankheit, Gefangenschaft und privaten Tiefpunkten seine bedeutendsten Lyrikwerke schuf, Essays und Novellen von seltsamer, zuweilen erschreckender Klarheit, Novellen, die sich, um einen Kritiker zu zitieren, im Lyrischen verströmen, die eine hochkultivierte, gepflegte Sprache darbieten, ist die Frucht des Erlebens und Lei-